

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

NR 36

Wochenbeilage zum „General-Anzeiger“

1925



Neuangelommene Schimpansen im Berliner Zoo

[Atlantic]

werden von der Schuljugend freudig begrüßt

Die Talentprobe *Erzählung von Prinz Dalman*

(Fortsetzung)

Ein leises Knurren in der Magengegend erinnerte Haurisius daran, daß er noch nüchtern war. Die zehnte Morgenstunde hatte bereits geschlagen, und sein Magen begann ob der ungewohnten Mißhandlung zu protestieren. Er erinnerte sich daran, daß oben in der Apotheke noch die Morgensuppe stand, holte sie und setzte sie auf den Windofen, um sie noch einmal zu wärmen. Dann rückte er einen Schemel zurecht, nahm den Zinnteller zwischen die Knie und begann zu löffeln. Als er den Teller fast leer hatte, huschten flinke, leichte Schritte die Treppe hinab, und seine kleine Urjel begrüßte ihn auf der Schwelle.

„Grüß Gott, Herr Vater, wünsch guten Appetit! Wenn der Herr Vater ein wenig Zeit hätte, möchte er doch hinaufkommen, läßt die Mutter sagen. Oben in der Wohnung wäre einer, der eine Kommission an den Vater hätte.“

Der Apotheker erhob sich.

„Was ist er für einer? Kennst ihn leicht, Urjel?“

Urjel machte ein überlegenes Gesicht.

„Gewiß kenne ich ihn; 's ist der alte Franzel aus dem Pfälzer Hof. Den kennst doch jedes Kind in Mannheim.“

Langsam stieg Haurisius die Stufen hinauf. Im Eßzimmer stand Frau Barbara, hielt einen langen Zettel in den Händen, und vor ihr stand ein kleiner, alter Mann, der ihr die vielen Zahlen erklären wollte, die auf dem Zettel verzeichnet waren. Aber es war ein vergebliches Bemühen. Denn wie will einer erklären, was unerklärlich ist, was niemals erklärt werden kann, weil es unmöglich ist? Ihr Mann, ihr Caspar Benedict Haurisius hatte gestern abend in seinem Laboratorium gesessen bis spät in die Nacht hinein. Sie selbst hatte die Lampe brennen sehen. Und heute morgen war er an ihrer Seite aufgewacht, und seine Kleider hatten neben seinem Bett gelegen wie an jedem Morgen. Und da kam einer und behauptete, ihr Mann wäre in der Nacht — — auf der Redoute gewesen! Als ein verkleideter Mönch wäre er dort gewesen, hätte getrunken, gegessen, eine ansehnliche Beche gemacht und hätte sich lektlich gar als Pechpeller davongeschlichen mit einer Pechschuld von 18 Gulden, 35 Kreuzern!

Immer wieder las sie den langen Zettel durch, auf dem die teuersten Weine, die leckersten Gerichte verzeichnet standen und sie war gewiß, daß ihr Benedict von allen diesen nicht einmal den Namen kannte. Schon sechsmal hatte sie den dummen Zettel gelesen und nach jedem Lesen war sie sich weniger geistlich vorgekommen.

Der alte Bediente stand verlegen und drehte die Mütze zwischen den Händen.

„Es ist doch an dem. Ich habe selbst dem Herrn Apotheker die Kollektion und die unterschiedlichsten Bouteillen in die Mütze gestellt und der Herr Apotheker hat alles selbst bei mir beordert, Service, Euer Gnaden.“

Er wuschte sich mit dem Armel die feuchte Stirn. Wenn doch der Apotheker bald käme!

Endlich trat der Erwartete ins Zimmer. Er war langsam die Treppe hinaufgegangen, zuletzt sehr langsam. Irgendeine Stimme flüsterte ihm zu, daß die Neuigkeit, die seiner wartete, keine angenehme wäre, und daß er immer noch früh genug käme, um sie zu erfahren.

Frau Barbara reichte ihm sofort den Zettel. „Da, Haurisius. Lies das! Was sagst du zu solchen Tollheiten? Ich hab's dem Starkkopf schon gewiesen, daß es nicht dich kümmern kann. Aber er will nicht hören.“

Der Apotheker stand und starrte auf das Papier. Also war es doch wahr gewesen? Er hatte die Redoute besucht, hatte gezecht und gegessen und so viel war er schuldig geblieben! Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Nicht am Büfett hatte er mit dem Magister Kloß gesessen und Wein getrunken, viel Wein. Doch alles hatte der Magister zahlen und sich den Halbpant später von ihm zurückfordern wollen? So war die Vereinbarung gewesen. Und dann war plötzlich sein Bruder Jakob gekommen, und da war er weggelaufen und irgendwie war er in eine Ebnische geraten, in der schon einer saß und trank. Und mit dem hatte er auch getrunken; süßen Wein hatte er mit ihm getrunken. Wer war jener in der Nische gewesen? Dann war noch ein anderer gekommen, der — — Geist! Und dann war alles um ihn herum verjunken. Als er

erwachte, lag er in seinem Bett, und der Hottinger stand draußen und klopfte wegen der Schlüssel.

Frau Barbara schaute mißtrauisch auf. Was machte ihr Mann für ein seltsames Gesicht? Warum warf er den ungehobelten Gast mit der Spitzbubenrechnung nicht vor die Tür? Worauf wartete er noch?

Der Apotheker gab sich einen Ruck und straffte seine lange, hagere Gestalt. „Geb Er seinen Zettel nur her. Wird schon seine Richtigkeit haben. Komm' Er mit hinunter in die Apotheke, dort will ich alles begleichen.“

Und dann zu seiner Frau gewandt: „Ich vergaß, es dir zu sagen, liebe Barbara, ich war in der vergangenen Nacht mit dem Magister Kloß noch ein Stündchen auf der Redoute. Wir wollten uns das Treiben einmal ansehen.“

Leicht hin, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, hatte er es herausgebracht und hoffte so am besten davonzukommen. Dann drehte er sich um und schritt zur Tür. Doch so leichten Kaufs ließ ihn Barbara nicht ziehen.

„Hier bleibst du, Haurisius. Und Er wartet auch hier. Er soll sein Geld sofort haben.“

Sie ging in die anliegende Kammer, holte aus der Kommode ihre Börse und zählte dem alten Diener das Geld auf den Tisch.

„So. Da sind 18 Gulden und 35 Kreuzer. Nun gehab' Er sich wohl!“

Als die Tür hinter dem Alten ins Schloß gefallen war, setzte sich Frau Barbara in ihren Korbsessel ans Fenster und wies mit einer Handbewegung den Gatten an, vor ihr auf dem Hocker Platz zu nehmen. Still saß er auf seinem Armenständerstühlchen und hielt die Hände im Schoß gefaltet. Er wußte, daß er jetzt eine ganze Weile lang so sitzen würde.

Und Frau Barbara sprach. Nur einen Augenblick lang war sie sprachlos gewesen, sprachlos vor Überraschung und Empörung. Das hätte sie niemals von ihrem Haurisius gedacht. Doch sehr bald fand sie den Gebrauch ihrer Sprachwerkzeuge wieder, und sie war willens, den ergiebigsten Gebrauch von ihnen zu machen. Gab es überhaupt noch einen Mann, dem man vertrauen konnte? Waren sie nicht alle gleich, alle Saufsäcke und Trunkenbolde, sobald sich ihnen Gelegenheit bot, ihrem Laster zu fröhnen?

Frau Barbara schilderte das Laster der Trunksucht und seine furchtbaren Folgen in den lebhaftesten Farben. Sie erzählte von unglücklichen Familien, die durch die Trunksucht eines verbrecherischen Vaters an den Rand des Abgrunds gebracht worden waren, und sie fragte, ob der Frau eines solchen Unholdes zugemutet werden könne, neben ihm auszuhalten, einer Frau, die der besten Familie der Stadt entstamme und um deren Hand sich einst die erlesensten Jünglinge beworben hätten. Sie fragte, ob ein gewisser Jemand verstehen könne, wie einer solchen bejammernswerten Frau zumute sein müsse, nun, da sie erkannt, daß sie von allen Bewerbern gerade den allerschlechtesten erhört hatte.

Haurisius saß still und sagte kein Wort. Wie Hagelschauer prasselten die Worte auf ihn nieder, aber er verstand ihren Sinn nicht, denn seine Gedanken waren anderswo.

Frau Barbara aber fuhr fort. Sie hatte den moralischen Teil ihres Themas erschöpft und ging nun auf den finanziellen über. 18 Gulden, 35 Kreuzer; war es möglich, daß ein Mensch eine solche Summe in einer Nacht verpraßte? 18 Gulden, 35 Kreuzer! Sie wiederholte die Summe vier-, fünfmal und wurde nicht müde, in immer neuen Variationen aufzuzählen, was alles man sich um 18 Gulden, 35 Kreuzer hätte kaufen können. Sie verdoppelte die Summe, verdreifachte sie und jonglierte mit ihr wie ein Jongleur, der seinen Ball immer höher hinaufwirft und ihn doch immer wieder auffängt. Sie rechnete aus, wieviel ein Mann, der in einer einzigen Nacht 18 Gulden und 35 Kreuzer verpraßte, in einem Jahre verzehren konnte. Sie operierte mit Hunderten und Tausenden, warf die Summen in schwindelnde Höhen hinauf und fing ihre 18 Gulden und 35 Kreuzer doch immer wieder treffsicher auf, um das unterhaltsame Spiel sofort wieder zu beginnen.

Der Apotheker saß still auf seinem Stühlchen und erwiderte kein Wort, ihn beschäftigte Anderes, Wichtigeres. Wenn er — — und dies unterlag keinem Zweifel mehr — — wirklich auf der Redoute gewesen war und dort gezecht hatte, wenn dies alles

kein böser Alp gewesen war, der ihn geäfft hatte, dann war auch der Geist kein Traumbild gewesen. Was aber war er dann?

Noch immer redete, rechnete und schalt Frau Barbara. Haurisius aber wühlte in seinem Gedächtnis und versuchte aus der Erinnerung heraus die erlebten Szenen wiederzubilden. In einem gelben Zimmer war er gewesen, und außer ihm war noch einer dagewesen, der ihm süßen Wein angeboten hatte. Einer war auch gewesen, der dem Geist entgegengetreten war und ihn hinausgeworfen hatte. Jetzt erinnerte er sich der Szene ganz genau, und die Worte wurden ihm wieder bewußt, mit denen jener den Hinauswurf begleitet hatte. „Apage Satanas!“ hatte er gerufen. „Apage Satanas!“ Da war der Geist verschwunden.

Also hatte der Leibhaftige selbst vor ihm gestanden, der Gottseibens! Hatte es nicht auch nach Schwefel gerochen? Ihm war jetzt, als ob er sich auf den Schwefelgeruch ganz bestimmt besinnen konnte. Es unterlag keinem Zweifel; der leibhaftige Satan war ihm in der Nacht erschienen, hatte Gestalt und Sprache von ihm entlehnt und war ihm als sein eigenes Spiegelbild entgegengetreten. Hatte nicht schon am Vormittag des vorhergehenden Tages, als der Magister so lächerlich im Laboratorium vom Teufel gesprochen hatte, ihm derlei geahnt? Nun war der höllische Fürst ihm wirklich erschienen.

Doch so unbehaglich ihm bei dieser Erinnerung auch wurde, daß er sich eines gelinden Grauens nicht erwehren konnte, so wohlthuend wirkte sie gleichwohl auch auf ihn. Ein Alp fiel ihm von der Brust. Ein Todesbote war der Satan nicht. Er kam, um die Seelen zu versuchen, doch nicht, um sie zu holen.

Aber kaum, daß er sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, kamen ihm andere, neue Bedenken. Wenn jene Gestalt wirklich eine Gestalt der Hölle gewesen war, wer war dann jene andere, die den Teufel zu bannen vermochte? Hatte der kleine Alte, der ihm den Wein gebracht hatte und den gesehen zu haben er sich doch nicht erinnern konnte, den Satan durch den Bannfluch bezwungen? Oder war es der Magister gewesen oder ein Dritter, jener, der ihm den süßen Wein gereicht hatte? Vergebens zermartete er sein Gehirn. Hier war eine Lücke in seinem Gedächtnis, die er nicht auszufüllen vermochte. Und doch hätte er gerade hier genauen Bescheid wissen müssen. Denn jener, der den Geist gebannt hatte, hätte ihm auch sagen können, wie alles weiter verlaufen war, wie er nach Haus, wie er in sein Bett gekommen war. Wer war der Teufelsbeschwörer gewesen?

Das angestrengte Nachdenken brachte ihn in Schweiß. Er zog sein Sacktuch und wischte sich die Stirn ab. Frau Barbara sah es mit Genugtuung. Endlich hatte sie den alten hartgejotteten Sünder so weit. Endlich weinte er.

„Es ist gut. Haurisius. Ich hoffe, daß derlei nicht wieder arrivieren wird. Gehe jetzt in die Apotheke! Ich werde dir einen heißen Tee hinunterschicken. Er wird dir gut tun.“

Den reinigen Sünder hat Gott lieb. Frau Barbara fühlte, daß sie nicht strenger sein dürfe als Gott selbst. Sie stand auf, um die Unterredung zu beenden. Beim Aufstehen fiel ihr Blick auf Arsel, die enggeschmiegt im Türrahmen mäuschenstill dastand. Wahrhaftig, das Mädel hatte die ganze Zeit über dagestanden!

„Willst wohl hinaus, du Nichtsnutz! Was hast hier Maulaffen feilzuhalten, wenn Vater und Mutter sich eins erzählen? Hast nicht ein bißel Respekt mehr im Leibe? Sind das Sitten für ein honoriges Frauenzimmer?“

Still schlich sich die Gescholtene aus der Tür. Sie hatte nicht

hören wollen, wirklich und wahrhaftig nicht. Nur beim Vater hatte sie sein müssen, wenn die Frau Mutter ihn kuranzte. Denn sie allein konnte ihm helfen; sie allein wußte, wie bitter unrecht ihm geschah. Schwer trug sie an Christophs Geheimnis, das sie auf der Stiege erlauscht hatte. Als der Franzel vom Pfälzer Hof mit dem schrecklichen Zettel kam, um das viele Geld zu fordern, hatte sie sofort gewußt, daß der Christoph dahinter steckte und der Monsieur Jßland. Und nur darum war sie im Zimmer geblieben, um dem Vater beizustehen. Denn wenn er sagen würde, daß er von alledem kein Sterbenswörtlein verstünde, dann würde sie aus ihrer Ecke vortreten und die notwendigen Erklärungen geben, die sie allein zu geben vermochte. Darum fiel auch sie aus allen Wolken, als der Vater die ganze Zechschuld auf sich nahm und erklärte, daß alles seine Richtigkeit habe. Ihr Vater war auf dem Maskenball gewesen! Ihr Vater hatte dort gezecht und getrunken! Ihr Vater!

In ihren großen blauen Augen standen dicke Tränen, als sie sich zur Tür schlich, so daß sie gar nicht sehen konnte und auf ein Haar mit dem Ohm Jakob zusammengestoßen wäre.

„He, Holla! Mamsellen, Attention! Rennst leicht noch deinen alten Ohm über den Haufen?“

Der Ratskämmerer kam auf einen Sprung herauf, da ihn der Weg zum Rathause vorbeiführte. Zwar war er erst gestern bei dem Bruder gewesen, und es war nicht gut, die Leute zu oft zu besuchen. Die Visiten stehen nicht hoch im Kurs, die sich zu häufig wiederholen. Doch der Frau Schwägerin, die ihm gestern mit solchem Interesse zugehört hatte, mußte er berichten, wie das Fest verlaufen war. War es doch über alle Maßen prächtig gewesen und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Die Fremden, die gestern in Mannheim auf der Redoute gewesen waren, würden zu Herolden der Stadt werden und aller Welt verkünden, daß man in Mannheim zu leben wisse, nicht anders als in den feinen Zirkeln von Berlin und Wien.

Auch noch etwas anderes wollte er bei der Gelegenheit berichten; es war nur eine Kleinigkeit und kaum der Rede wert. Aber der Kämmerer wußte, daß die kleinen Schulden am ehesten vergessen werden, und er war ein Mann der Ordnung, der das Seine zusammenhielt. Natürlich würde er es dem Bruder insgeheim sagen, so daß Frau Barbara nichts erführe. Denn sie brauchte von der nächtlichen Exkursion nichts zu wissen.

Der Ratskämmerer war vortrefflicher Laune. Er mußte noch immer daran denken, daß er seinen Bruder heute nacht mit einem Frauenzimmerchen am Schanktiisch getroffen hatte, und immer wieder kam ihm das Lachen an. Er legte seinen Dreispitz auf einen Stuhl, reichte der Schwägerin die Hand und begrüßte lächelnd den Bruder. Stand der alte Sünder nicht da, als ob er kein Wässerlein trüben könnte. Und nächstens ging er mit Mamsellen zum Ball! Wenn das Frau Barbara wußte!

Er setzte sich breit und gemächlich in den Korbsessel vor das Klavikordium, drehte den Sessel herum, so daß er der Schwägerin ins Gesicht sehen konnte, und stützte den Kopf auf den goldenen Knopf seines Meerrohrs. So saß er am liebsten.

„Ja, Frau Schwägerin, heute nacht auf der Redoute! Das war ein Leben. Das kann nur glauben, wer es wirklich gesehen hat. Die ganze noble Welt war erschienen. Und was sonst noch alles herumstanzelte! Als kurfürstliche Gnaden noch hier residierten, konnte es nicht um einen Deut prächtiger und fürnehmer gewesen sein. Schade, daß du nicht da warst, Benedikt! Ich glaube, selbst du hättest dein Pläsier gefunden.“



Heimkehr

[M. Eschrich]

Ganz ruhig und harmlos hatte er es gesagt. Mochte der alte Filou immerhin ein wenig Blut schwitzen. Das hatte er verdient. Verraten würde er ihn natürlich nicht. Er kniff die Augen vergnügt zusammen und schaute den Bruder an. Doch wie erstaunt war er, als an des Apothekers Statt Frau Barbara ihm antwortete.

„Dank für die Zeitung. Doch ich bin schon zur Genüge berichtet. Mein Haurisius ist auch dagewesen.“

Wie etwas ganz Selbstverständliches hatte sie es gesagt. Der Schwager brauchte von den schwarzen Wolken nichts zu erfahren, die noch eben drohend über ihrem Ehehimmel gehangen hatten. Sie war stark genug gewesen, mit der Kraft ihrer Lungen das Gewölk zu verjagen, und jetzt schien wieder die Sonne. Sie machte ihr liebenswürdigstes Gesicht.

„Ja, mein Haurisius ist auch dagewesen. Als ein Mönch verkleidet ist er dagewesen und hat sich erzelent amüsiert. Er hat es mir soeben erzählt. Nicht wahr, Haurisius?“

Dem Kämmerer fiel vor Erstaunen fast das Meerrohr aus der Hand. Sein Bruder hatte der Barbara vom Redoutenbesuch erzählt! So viel Courage hätte er dem Willendreher niemals zugetraut.

„So, so. Ihr wißt schon. Nun freilich, dann habt Ihr die Zeitung ja aus erster Hand und braucht meinen Bericht nicht mehr.“

(Schluß folgt.)

★

Das Diadem

Von Wolfgang Kemter
(Nachdruck verboten)

Im „Abend“ war eines Tages folgende Notiz zu lesen:

„Wie wir hören, wurde das herrliche Brillantendiadem, das bei der heurigen Frühjahrsmesse von der Firma Haller & Co. ausgestellt war und das Entzücken aller Messebesucher erregte, von einer bekannten Persönlichkeit der englischen Hocharistokratie erworben. Das Diadem wird nach Schluß der Messe von einem Beamten der Versicherungsgesellschaft „Phoenix“, bei der Haller & Co., die laut Vereinbarung das Schmuckstück in London abzuliefern haben, das Diadem gegen Diebstahl versicherten, persönlich in die englische Hauptstadt gebracht und dort dem Käufer übergeben werden.“

Dr. Walter Rollner, der Generaldirektor der „Phoenix“-A.-G., konnte eine leise Verwünschung nicht unterdrücken, als er diese Notiz las. Er klingelte und gab dem eintretenden Diener den Auftrag, den Oberbuchhalter Schneider zu rufen. Wenig später betrat Fritz Schneider, einer der tüchtigsten und intelligentesten Beamten der Gesellschaft, das Arbeitszimmer seines Chefs.

„Herr Generaldirektor haben mich zu sprechen gewünscht.“

„Morgen, Herr Schneider. Herr Prokurist Böhm wird Ihnen schon mitgeteilt haben, daß Sie dazu ausersehen sind, das von Haller & Co. bei uns gegen Diebstahl versicherte Diadem nach London zu bringen.“

„Jawohl, Herr Generaldirektor, ich bin bereits unterrichtet.“

„Gut. Haben Sie die Notiz im „Abend“ gelesen?“

„Ich lese dieses Blatt nie.“

„Dann bitte!“

Dr. Rollner reichte Fritz Schneider die Zeitung.

Als dieser den Artikel gelesen hatte, meinte er: „Da hat jedenfalls ein Angestellter von Haller & Co. sich von einem Korrespondenten des „Abend“ ausforschen lassen.“

„Wahrscheinlich, oder es liegt sonst eine Indiskretion vor. Sei dem, wie ihm wolle, die Sache ist sehr fatal, kann ich Ihnen sagen. Aber nun ist nichts mehr zu ändern. Übermorgen müssen Sie fahren. Selbstverständlich übernehmen Sie für die richtige Ablieferung an Ort und Stelle die volle Verantwortung.“

„Gewiß, Herr Generaldirektor!“

„Bitte, Herr Schneider, stellen Sie sich die Sache nicht so

einfach vor, als ob Sie nur einen Blumenstrauß nach England zu bringen hätten. Sie werden äußerste Vorsicht, vielleicht sogar List anwenden müssen, um das Diadem sicher hinüberzubringen. Ich wette, daß die verfrühte Notiz in der Zeitung jene dunklen Existenzen, die im Kleide der Gentlemans und der Damen der mondänen Welt bald überall zu finden und in Wirklichkeit Hochstapler sind, alarmierte. Ich bin fest überzeugt, daß man bald heraushaben wird, wer das Diadem nach London bringt, vielleicht ist es in diesem Augenblicke schon geschehen. Diese Herrschaften haben ganz merkwürdige Verbindungen. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß schon heute alle Ihre Schritte überwacht werden. Betrachten Sie vor allem Ihre nächsten Reisegefährten mit sehr mißtrauischen Augen und knüpfen Sie auf dieser Fahrt keine Bekanntschaften an.“

„Herr Generaldirektor meinen?“ fragte Fritz Schneider erstaunt.

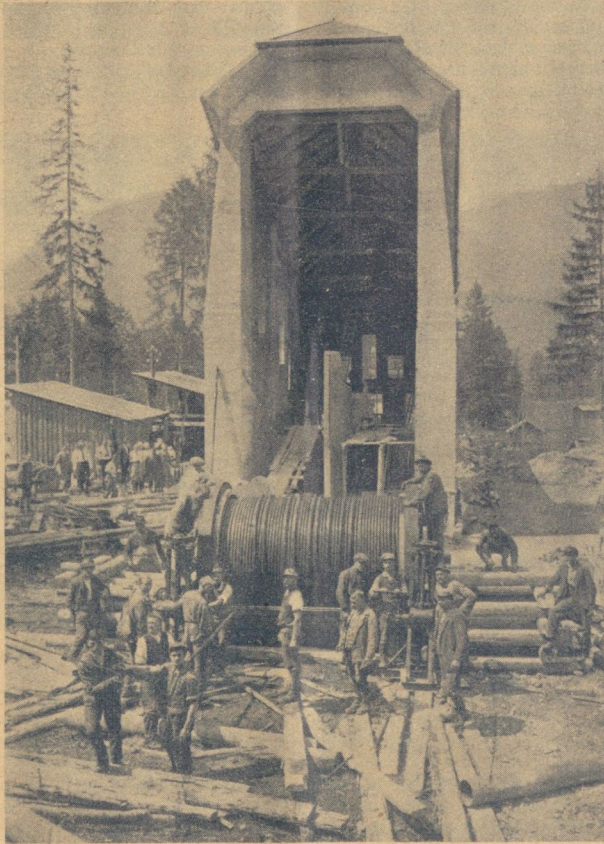
„Daß auf der Bahnfahrt nach Calais, oder auf der Überfahrt auf dem Dampfer, vielleicht erst auf der Fahrt von Dover nach London der Versuch gemacht wird, Ihnen das Diadem zu entwenden. Ich glaube es ganz bestimmt. Es bietet sich nicht alle Tage eine

solche Gelegenheit, mit einem einzigen Griff eine solche Beute zu machen, und die Anzahl solcher Liebhaber beiderlei Geschlechtes, deren Arbeitsfeld die internationalen Expreszüge sind, ist Legion.“

„Herr Generaldirektor,“ sprach der Oberbuchhalter nach kurzem Überlegen, „ich danke Ihnen für die Warnung. Ich werde sie beherzigen. Im übrigen verlassen Sie sich auf mich, ich werde meinen Auftrag ausführen.“

Dr. Rollner reichte dem jungen Beamten die Hand und meinte: „Ich zweifle nicht daran. Veranlassen Sie alles, was Sie für gut finden. Sie fahren übermorgen mit dem Acht-Uhr-Expres. Eine Stunde vorher wird Ihnen der junge Haller das Diadem persönlich in Ihre Privatwohnung überbringen. Halten Sie die Stunde Ihrer Abfahrt wenigstens geheim. Und nun wünsche ich Ihnen eine gute Reise.“

Fritz Schneider hatte noch einen arbeitsreichen Tag vor sich, so daß er sich das Mittagessen aus einem nahen Gasthause ins Büro bringen ließ. Erst gegen fünf Uhr abends verließ er das Direktionsgebäude, nahm eine Autodroschke und fuhr zu



Der Bau der Zugspitzenbahn

Aufwinden des 40 000 Kilogramm schweren und 3600 Meter langen Tragseiles für die Zugspitzenbahn. [Atlantic]

NEUES VOM TAGE



Die Pflugchar einst und jeht

Der „Motofiller“, ein neuartiger, einzylinderiger Motorpflug, der bei einem Gewicht von $6\frac{1}{2}$ Zentnern durch schwierigsten Boden leicht und bequem zu handhaben ist. [Transatlantic]



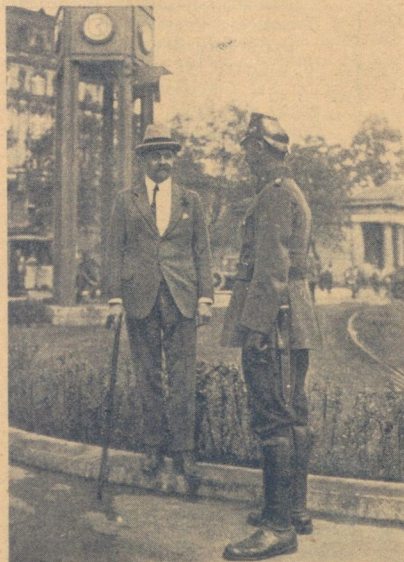
64. Deutscher Katholikentag in Stuttgart

Festgottesdienst im Hofe der Rothebüchslaserne [Schleifing]



Gurkenernte im Spreewald: Sortieren

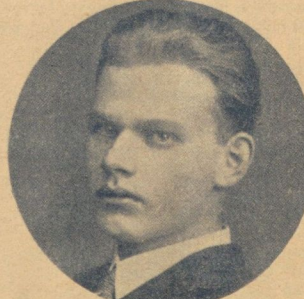
der Gurken vor dem Einlegen. [Atlantic]



Dr. John A. Harris, der New Yorker Verkehrspräsident, auf dessen Anregung der Verkehrsraum in Berlin geschaffen worden ist [A.-B.-G.]



Ghulam Siddig Khan, der afghanische Gesandte, wurde von seinem Posten in Berlin abberufen, um eine hohe Stellung bei seiner Regierung anzutreten.



Wolfgang Stresemann, der Sohn des Ministers Stresemann, hat eine Sinfonie komponiert, die kürzlich in Berlin unter Leitung Leo Blechs aufgeführt wurde. [Atlantic]



Silberfuchsfarm bei Hirschegg-Riezlern (Allgäu)

Der Liebling des Züchters erhält einen Extrabliss. [Tetrach.]

Haller & Co., wo er mit den beiden Chefs eine längere Unterredung hatte. Dann erst begab er sich in den „Roten Hahn“, sein Stammlokal, wo er die Mahlzeiten einnahm.

Als er das Saftzimmer betrat und sich eben an den für die ständigen Gäste freigehaltenen Tisch begeben wollte, erhob sich ein jüngerer, eleganter Herr, der ganz allein an einem Tische saß. Nur einen Augenblick hatte er beim Anblicke des Oberbuchhalters gestutzt, dann schien er seiner Sache sicher zu sein.

„Fritz Schneider! Ich glaube, ich irre mich nicht“, sprach er. Als Fritz Schneider auf diesen Anruf den Kopf wendete, erkannte auch er den ehemaligen Schulkameraden Egon Bernhoff sogleich. Egon Bernhoff, der Sohn eines Offiziers, hatte mit ihm das Gymnasium besucht. In der letzten Klasse war er wegen einer dummen Sache relegiert worden und dann nach Amerika gegangen, zu einem Onkel, wenn er sich recht erinnerte.

„Egon Bernhoff, du hier in unserer Stadt. Grüß dich!“ „Grüß Gott, Fritz. Das nenne ich ein liebes Zusammen treffen. Was tust denn du hier?“

„Ich bin Oberbuchhalter beim ‚Phönix‘.“ „Phönix! Was ist das für ein Vieh?“ „Fritz Schneider erklärte lachend: „Die große Versicherungs gesellschaft.“

„Ach so, dann meine Gratulation. Erwartest du Gesellschaft?“ „Ich nehme hier im ‚Roten Hahn‘ oft meine Mahlzeiten und komme eben zum Nachtmahl. Wenn du gestattest.“

„Bitte, sehr gerne. Ist mit eine Freude.“ „Sie ließen sich an dem Tische, an dem Bernhoff bisher gesessen, nieder.

„Also, dir geht es gut“, sprach Bernhoff, „und bist du immer noch ledig, oder hast schon Weib und Kinder?“

„Ich bin immer noch Junggeselle. Meine Eltern leben hier, da habe ich es schön und sehne mich nach keinem anderen Heim.“

„Glaub' ich, wahre deine Freiheit, so lange es geht.“ „Und du, Egon, wo treibst du dich herum? Seit dem Gymnasium habe ich nichts mehr von dir gehört.“

„War eben ein bißchen weit weg. In der halben Welt herum. Seit Jahren aber bin ich in einem großen Exportgeschäft in New York in leitender Stellung. Natürlich bin ich zufrieden. In den letzten Monaten habe ich die europäischen Hauptstädte besucht, um neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Jetzt bin ich so ziemlich fertig und werde in den nächsten Tagen nach London reisen, um dann von dort nach kurzem Aufenthalt wieder heim zu fahren.“

„Nach London“, rief Fritz Schneider, „ich fahre übermorgen.“

„Du, nach London, das wäre ja nett. Wann fährst du?“

„Mit dem Acht-Uhr-Expres.“

Bernhoff schien nachzudenken. „Weiß nicht, ob ich es machen werde bis dahin. Raum, aber werde mein möglichstes tun, damit wir mit zusammen reisen können. Hast du drüber geschäftlich zu tun?“

„Nein. Ich habe ein paar Tage Urlaub und will sie dazu benutzen, eine Schwester meiner Mutter zu besuchen, die dort verheiratet ist.“

„Vielleicht gat eine Erbtante“, sprach Egon Bernhoff, während ein Lächeln um seine Lippen huschte.

„Sie hat acht Kinder“, meinte Fritz Schneider lachend.

Sie sprachen dann, während der Oberbuchhalter speiste, von alten Zeiten, von ihren ehemaligen Kameraden und Lehrern, bis Bernhoff endlich zahlte und sich von Fritz Schneider mit den Worten verabschiedete: „Verzeihe, ich habe heute noch eine geschäftliche Verabredung. Wenn es mir möglich ist, fahre ich übermorgen mit dir. Sonst, sollten wir uns nicht mehr sehen, lebe wohl, lasse es dir gut gehen. Es hat mich riesig gefreut, dir begegnet zu sein.“

Mit festem Händedruck schieden die beiden...

Als Fritz Schneider an dem zu seiner Abfahrt bestimmten Tage auf

dem Bahnhofe den Expres besteigen wollte, kam Egon Bernhoff auf ihn zu und rief: „Servus, Fritz. Fertig bin ich geworden und gonde mit.“

Sie nahmen dann in einem Abteile der ersten Klasse Platz, und Fritz Schneider legte die kleine, schwarze Ledertasche, in der sich das Etui mit dem Diadem befand, neben sich gegen die Wand.

Diese Tasche hütete er wie seinen Augapfel und ließ sie keinen Augenblick allein im Abteil liegen.

Egon Bernhoff war ein angenehmer Reisegenosse, er wußte viel aus seinem ereignisreichen Leben zu erzählen und anschaulich darüber zu berichten.

So gingen die Stunden wie im Fluge. Als der Expres dann Frankreich erreichte, stieg in der Grenzstation eine alleinreisende, vornehme Dame ein, und da die anderen Abteile mehr besetzt waren, wählte sie das, in dem die beiden Schulkameraden allein sich befanden. Mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes grüßte sie die Herren, die sich verbeugten, und nahm nahe bei der Türe Platz.

Als der Expres dann, die französische Hauptstadt hinter sich, durch weites, ebenes Land fuhr, öffnete der Schaffner plötzlich die Tür des Abteils und rief: „Meine Herrschaften, wenn Sie sehen wollen! Wir passieren eben ein Dorf, das fast gänzlich in Flammen steht!“

Egon Bernhoff und Fritz Schneider sprangen auf und traten auf den Seitengang des Waggons hinaus. Gerade in diesem Augenblicke durchfuhr der Zug das brennende Dorf. Zahlreiche Gehöfte und auch die Kirche standen in lichterlohen Flammen, und schon brannte auch das Dach des Turmes, einer Riesenfackel gleichend. Dann aber war das schaurig-schöne Bild schon vorüber, der dahinstrasende Expres ließ es weit hinter sich.

Fritz Schneider wendete sich hastig um, denn für einen Augenblick hatte er tatsächlich seine Tasche vergessen und sie auf seinem Sitze liegen gelassen. Die Reisegenossin stand auch unter der Türe, sie hatte sich offenbar das seltene Schauspiel auch angesehen. Die schwarze Tasche aber lag unberührt noch auf ihrem Platze, und durch heimliches Betasten konnte Fritz Schneider feststellen, daß auch das Etui noch darinnen sei.

Weiter drauste der Zug. In Calais angekommen, erklärte Bernhoff, daß er noch schnell ein Telegramm aufgeben müsse, Fritz Schneider aber begab sich gleich zum Schiffe. Kurz nach ihm betrat ein junger, schlanker Mann mit einem kleinen Handkoffer den Dampfer. Fritz Schneider trat auf ihn zu und fragte halblaut: „Wie steht's?“

„Alles in Ordnung“, lautete die Antwort.

„Du gehst hinunter“, sprach Fritz Schneider weiter.

Der andere nickte und verschwand im Inneren des Schiffes, während sich der Oberbuchhalter auf Deck begab und sich in aller Ruhe das rege Hafenleben betrachtete. Die schwarze Tasche hatte er unter seinem Arme.

Die letzten Signale ertönten, die Gepäckträger verließen das Schiff, das sich gleich darauf in Bewegung setzte. Egon Bernhoff aber war nicht gekommen. Er hatte sicher die Abfahrt verspätet.

„Das sieht ihm ähnlich“, dachte sich Fritz Schneider, „Pünktlichkeit war immer seine schwache Seite.“

Auch die schöne Fremde war nicht auf dem Schiffe, Calais schien ihr Ziel gewesen zu sein.

Die Weiterfahrt verlief ohne jeden Zwischenfall, gegen Abend kam Fritz Schneider in London an. Auf dem Bahnhofe wartete wieder der junge Mann mit dem Handkoffer auf ihn. Sie nahmen ein Auto und fuhren in ein Hotel.

Als Fritz Schneider dann mit seinem Begleiter im Hotelzimmer allein war, da sprach er: „Die List war

Chinesische Sprüche

Machst du auf den Edelirsich Jagd,
So lasse die Hasen außer acht.

Alte Weisheit halt' im Brauch,
Doch beachte die neue auch.

Soll deine Spur der Feind nicht sehn,
Hüte dich, über den Schnee zu gehn.

Laß nur den Staat, so wie er ist,
Wenn du nicht selbst Minister bist.

Grabe den Brunnen zur guten Stunde!
Du kannst's nicht, dort erst die Zunge im Munde.

Öffne so dein Aug' der Welt,
Daß hinein nur Edles fällt.

Ein Peitschenschlag dem ehlen Gespamm:
Ein kluges Wort dem weisen Mann!

Mit Geduld wird manches leicht,
Was man sonst wohl kaum erreicht.

Wie sich das Wasser schmiegsam paßt
In jede Schale, die es faßt,
Wird sich des Weisen kluges Walten
Nach jeder Lebensform gestalten.

Was man selbst nicht haben mag,
Ist auch andern eine Plage!

überflüssig und die Vorsicht nicht vorzuziehen, denn auf der ganzen Fahrt sah ich keinen Menschen, der einem Hochstapler auch nur annähernd geglichen hätte.“

Dann öffnete er die schwarze Tasche, entnahm ihr das Etui, öffnete auch dieses und stieß im selben Augenblicke einen lauten Ruf der Überraschung aus. Das Etui war leer. Mit wenig geistreichem Gesicht starrte es der Oberbuchhalter an, dann aber kam ihm plötzlich das Begreifen.

„Donner und Doria, das war ein Meisterstück. Da wäre ich freilich, ahnungslos wie ein neugeborenes Kind, schön heringefallen. Alle Wetter, das war ein Meisterstück!“

Es gab nur eine Deutung. Keine andere wie die schöne Reisefährtin durch Frankreich hatte das Diadem gestohlen, und zwar in den wenigen Minuten, da er die Tasche beim Passieren des brennenden Dorfes achtlos im Abteile hatte liegen lassen. Sonst war die Tasche nie aus seinen Händen oder Augen gekommen.

Gleich darauf lachte Fritz Schneider aber belustigt auf. Schlau war die Sache eingefädelt gewesen und ausgeführt worden. Er hätte eher seinen Schulkameraden für einen Dieb wie die fremde, elegante Dame für eine Hochstaplerin gehalten. Wie man sich doch in den Menschen täuschen konnte.

Wieder lachte Fritz Schneider spöttisch auf, als er aus dem kleinen Handkoffer, den der junge, schlankte Mann bei sich getragen hatte, nun ein zweites Etui holte. Als er auch dieses öffnete, da funkelten ihm im reinsten Feuer die Brillanten des rechten Diadems entgegen, das er nach London zu bringen hatte.

Die schöne Betrügerin war doch die Betrogene, so schlau unterrichtet und gewandt sie sich gezeigt hatte. Denn sie hatte nicht das rechte Diadem erwischt. Dieses hatte sein jüngerer Bruder, der ganz abgesondert von ihm und in der zweiten

Klasse des Expresß gereift war, in dem kleinen Koffer bei sich gehabt. In seiner Tasche aber hatte er ein zweites Diadem mit falschen Steinen gehabt, das er von Haller & Co. zu diesem Zwecke kaufte. Es war dem echten kaum ähnlich, hatte aber guten Dienst getan. Welche ohnmächtige Wut und welche Enttäuschung mußte die schöne Diebin erfüllen, wenn sie sich, vielleicht in diesem Augenblicke schon, über den Wert ihrer Beute klar war.

Fritz Schneider und sein Bruder wollten schier vergehen vor Lachen, wenn sie daran dachten. Zugleich aber dankte der Oberbuchhalter dem guten Sterne, der ihm diese famose List eingegeben hatte, denn ohne sie wäre er der Besiegte gewesen.

Am anderen Vormittag lieferte er das Diadem an seinem Bestimmungsort ab. Damit war sein Auftrag glücklich erledigt.

Ein halbes Jahr später geschah etwas, was den Oberbuchhalter Fritz Schneider noch mehr verblüffte. Er fand nämlich in einer illustrierten Zeitschrift die Bilder eines berüchtigten und von der Polizei aller Länder lange schon gesuchten Hochstaplerpaares, das nun doch einmal gerade bei der „Arbeit“ in einem D-Zuge erwischt worden war.

Und wieder stieß Fritz Schneider einen Ruf maßloser Überraschung aus, denn der Mann war niemand anderer wie sein ehemaliger Schulkamerad Egon Bernhoff und seine Genossin jene elegante Dame, die damals mit ihnen durch Frankreich gefahren war. Nun dämmerten ihm erst die Zusammenhänge. Egon Bernhoff hatte jene Notiz in der Zeitung gelesen und darauf den Plan gefaßt, das Diadem zu stehlen.

So sehr Fritz Schneider sich abermals freute, einst die Bande so prächtig hereingelegt zu haben, so sehr bedauerte er das Schicksal seines ehemaligen Mitschülers, den aber grenzenloser Leichtsinns auf die Bahn des Verbrechens brachte.

Alligatorenfarm in Florida

von Felix Baumann

In der amerikanischen Riviera, wie der Yankee stolz das sonnige und an Naturschönheiten reiche Florida zu nennen pflegt, werden von Negern oder Seminolen (Indianern des Ostfloridastammes) auf der Straße oder in den großen Fremdenhotels oft junge, „den Kinderschuhen noch nicht entwachsene“ Alligatoren zum Kauf angeboten. Die schlauen Verkäufer wissen von abenteuerlichen Jagden zu erzählen, auf denen ihnen die „niedlichen Tierchen in die Hände gefallen sind.“ Die kleinen Alligatoren entstammen jedoch selten den floridanischen Everglades oder Flüssen, sondern haben auf einer friedlichen Alligatorenfarm in Florida das Licht der Welt erblickt. Ein unternehmender Amerikaner hat sich die Laune der Amerikanerinnen für junge Alligatoren zum Zwecke gemacht und eine ergiebige Alligatorenzucht eingerichtet. Die jungen Tiere, deren Zähne noch nicht so gefährlich sind wie die spitzen, in besonderen Gruben der Kieferknochen eingeteilten Zähne der Alligatoreneltern, werden teils verkauft, teils großgezogen. Die ausgewachsenen Tiere mit ihrem plattgedrückten Kopf und der langen Schnauze bieten bekanntlich, besonders bei ausgerissenen Nachen, einen nichts weniger als angenehmen Anblick dar. — Die floridanischen Farmalligatoren werden für zoologische Gärten und für Industriezwecke oder, wie unser Bild zeigt, auch für Zirkus und Variété gezüchtet. Die feste, auf dem Rücken mit teilweise gekielten Knochenplatten durchsetzte Haut wird bekanntlich zu Lederwaren verarbeitet, die hoch im Preise stehen. Auch die Zähne sind sehr gesucht. Aus dem Fleisch, das ausgesotten oft als Hühner- und Hundefutter Verwendung findet und sogar von den Negern und Indianern trotz seines unangenehmen Moschusgeruches nicht verschmäht wird, gewinnt der Farmbesitzer ein billiges Öl. Junge getötete Alligatoren werden ausgestopft und kommen als Briefbeschwerer, Schreibfedergestelle oder als Nippfächer in den Handel. Größere ausgestopfte Tiere — die floridanischen Alligatoren erreichen eine Länge von 10 Fuß — stehen auf den Hinterfüßen, den Schweiß über ein Vorderbein geschlagen, und dienen in dieser Form als Stod- oder Schirmhalter.



Ein seltsames Gespann



Die Fütterung

Weiteres

— Als die Doblerische Gesellschaft in Düsseldorf den „Walltron“ aufführte und im fünften Akte eben die Exekution vollzogen werden sollte, lachte einer von den Soldaten, die im Hintergrunde des Theaters, unter des Majors Anführung, die Exekution bedecken sollten. Ein alter Kriegsmann aber, der neben ihm stand, zischte ihm voller Wut zu: „Halt's M...“, oder ich stoße dir den Flintentolben durch die Rippen. Set' lieber ein Vaterunser für die arme Seele.“ G.

— Eine vornehme Dame am Londoner Hofe fragte einmal den berühmten Newton, ob er auch einmal in einer Oper gewesen sei. — „Ja“, sagte er. — „Und wie“, fragte die Dame weiter, „hat sie Ihnen gefallen?“ — „Der erste Akt“, antwortete der Philosoph, „gefällt mir; ich hatte die Geduld, auch den zweiten anzuhören, aber beim dritten ging ich davon.“ G.

Sebet vor der Schlacht

Als im Jahre 1476 blutigen Andenkens bei Murten das Heer der Eidgenossen seinem furchtbaren, kriegsgeübten Gegner, Karl dem Kühnen, gegenüberstand, betete der Anführer der Schweizer folgendermaßen: „Vater Gott! Haben wir recht, so steh uns bei; haben unsere Feinde recht, so steh ihnen bei; und haben wir alle beide recht, so steh einmal zu, wie wir uns schlagen werden.“

— Als einer der Hörer des berühmten Professors X eine Glode mit in das Kolleg gebracht hatte und während der Vorlesung damit zu läuten begann, um einen Akt zu machen, sagte der Gelehrte: „Wahrhaftig, ich würde mich sehr gewundert haben, wenn unter solch einem Haufen von Schafen nicht ein Leithammel gewesen wäre, der mit seiner Glode die Herde anführte.“ G.

— Nicht leicht wurde ein schlechter Versifier bitterer bezahlt, als der griechische Poet Diphilus. Er machte viele frostige Prologe zu Schauspielen und merkte es doch nicht, daß sie kalt waren. Einst speiste er bei seiner reisenden und geistvollen Freundin Seathene, deren Wein ihm vortrefflich mundete. „Wie machst du es doch“, fragte er sie, „daß du immer so kühlen Wein hast?“ — „Ich laß ihn“, antwortete sie, „in den Brunnen stellen, in welchen ich deine Verse geworfen habe.“ G.

Im Eifer
„Der Förster erzählte mir eben, seine Frau sei durch die Krankheit so mager geworden, daß sie nur noch fünfzig Pfund wöge.“ — „Diesem Ausschneider glaube ich immer die Hälfte!“ — „Am Gottes willen, da wöge sie ja sogar nur noch fünf und zwanzig!“

Sächsisch

— „Saachse, Ihre Docht'r schiebts so hibbsch Glawiehr, habbs'ch gehärd'?" — „Eichah, die schiebts Glawiehr!“ — „Nu, was schiebts'je dn da mers'chdendeels?“ — „Mers'chdendeelsmachd's en Handn-Grach.“

Doch etwas

Arzt: „Ich habe Ihnen doch Vergnügen empfohlen, werden Sie denn nun jetzt irgendwohin reisen?“ — Herr: „Verreisen werde ich gerade nicht, Herr Doktor, aber ich habe zum nächsten Ersten den fünften Stod in meinem Hause gemietet.“

Kunstverständnis

„Der Professor hat Ihre Gemäldesammlung betrachtet?“ — „Von Kunst scheint der nicht viel zu verstehen. Aber die wunderbaren Rahmen hat er kein Wort gesagt.“

Der gute Gatte

„Ich sage dir, liebes, süßes Mämmchen, Sommerhüte habe ich heute gesehen, großartig, ich konnte mich gar nicht fassen!“ — „Du kannst sie alle Tage wieder ansehen!“

Unheilbar

Ein berühmter Arzt in Wiesbaden wurde zu einer adeligen Dame gerufen. „Nun, wie geht es Ihnen, meine Verehrteste?“ betete er sie in seiner gewohnten Gutmütigkeit an. — „Ich bin Baronin“, erwiderte die Gnädige gereizt und spitzig. — „Oh, das tut mir leid“, versetzte der Arzt, „aber von diesem Abel kann ich Sie nicht heilen.“ — Damit nahm er Stod und Hut und empfahl sich.

Milberungsgrund

Präsident (zum Angeklagten): „Sie sind geständig, den Einbruch im Steueramt verübt zu haben. Haben Sie noch etwas vorzubringen?“ — Angeklagter: „Ich bitte um mildere Umstände, weil ich vom gestohlenen Geld meine rückständigen Steuern gezahlt hab'.“



Auf Umwegen

— Studiosus: „Sag' mal, Tantechen: Bist du abergläubisch?“
— „Aber nicht im geringsten!“
— „Na — dann borgst Du mir gewiß gern mal 15 Taler!“

Rästel

Was man mit u als Gruß zur Ehe bezeichnet, so von ungefähr, zuweilen kann's mit a sein und als Speise uns recht trefflich munden.
Heinrich Vogt.

Buchstabenrästel

* R *	* I *
* D *	* H *
* E *	* I *
* U *	* I *
* E *	* E *
* L *	* T *
* H *	* O *
* E *	* E *

Die Buchstaben
A A A B C E E
E G H I L L M
N N N O R R S
T U W

sind in die Felber der obigen Figur in der Weise einzusetzen, daß jede der acht wagerechten Reihen eine sinnliche Bezeichnung ergibt und die Buchstaben der Sternförmigen eine Stadt in Thüringen und eine in deren Nähe gelegene Burg nennen.
Heinrich Vogt.

Dreifüßig

Die Erste ein Fluß ist in süßlichen Bächen,
Die Zweite von fünf und zwanzig Trabanten,
Aus denen die Schrift sich zusammensetzt,
Ist einer. — Die Dritte zu guter Letzt
Als einfaches Futurwort ist allbekannt,
Das täglich im Umgang wird angewandt,
Das S a n z e verklärt und verschönt unser Leben,
Und als holde Muse den Menschen umschweben,
Und gottbegnadet der Sterbliche ist,
Dem sie in der Wege die Lippe gelüßt. E. R. H.

Wäffelsprung

auch	und	sehn	lich	dir	du	nichts	gen	bist
te		nicht	bleibst		wie	so		daß
gern	es	leu-	ist	end-	an	sie	du	sa-
			selbst	die	zo-			
			hann		zum			
			hett	ber	Wolffg.			
geht	machst	a-	bau-	zum	dich	ber	du	Goe-
dich		dir's	nie-		be-	von		sel-
löseth	manb	du	thecht	ert	machst	dich	the	wenn

Logogriph

Es wärmet mit t
Und dient zum kleiden,
Es fliegt mit p
Und schafft auch Leiden.
Heinrich Vogt.

Rästel

Als Waffe dient's in grauer Zeit
Den Menschen, jung und alt,
Und ist, just in Abwesenheit
Des Kopfs, ein Vogel bald.
Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlöserliste

Helm, Wobenskrauß, zu Nr. 27. J. Struwe, Bad Bramstedt und Regina Heynen, Speyer, zu Nr. 28. J. Koch, Eiberg, C. A. Schomburg, Soltau, v. Reichel, Terpen, C. Gaa und R. Pfisterer, Hohenheim, zu Nr. 29 u. 30. W. Blümm, Mittelstein, A. Eberhard, Gumbrechtshofen, E. und E. Weiler, Pörschbrunn, A. Seibold, Weissenstadt, R. Hoehl, Geisenheim, G. Kielwein, Göttingen, E. Stobel, Fellbach, J. Heilmann, Bad Blankenburg, A. v. in H., W. Weber, Goldis, J. Bedmann, Helm, A. Angewesen, Nordstrand, J. Priemle, Ravensburg, R. Süpple, Plüderhausen, M. Hartmann, Werabach, A. Gerwein, Flörsheim, W. Eisenbeller, Heiligenroth, W. Roghbücker, Gsch-Eisingen, J. Pfeiffer, Müllersheim, D. Rosenfeld, Frankfurt a. M., J. Fr. Rudrigel, Pörschbrunn, F. Angenberger, Göttingen, R. Wegghart, Berlinchen, W. Waikinger, Hohenlimburg, A. Geulen, B.-Lichterfelde und R. Vertantath, Radevormwald, zu Nr. 30.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Kammerträgers:

R	H	E	I	N	L	A	N	D
U	L	A	B	I				
H	B	H	E	L				
R	E	E	L	L				

Des Zusammenkräftels: „Des Rudas Sang hat da nur Wert, wo man was Besseres nicht begehrt.“
Des Rästels: Fluß, Schluß.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, Offsetrotationsdruck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.